

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 147. Bromberg, den 3. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Sanitätsrat zuckt die Achseln und sagt: „Warum soll ich denn lachen?"

Sinklar runzelt die Stirn. Er greift in die Tasche. „Hier ist es! Bemerken Sie irgend etwas daran?"

Dobler nimmt das schmale Bändchen; es ist in verschossenes rotes Ziegenleder gebunden. „Baudelaires „Fleurs du mal" . . . Kennen Sie das?"

„Nein."

„Und ein Exlibris mit einem E . . ."

„Meine Tante hieß Emilie."

„Das weiß ich. Aber sie wird ihre Anfangsbuchstaben wohl kaum mit dem herzoglich wertenbergischen Wappen geschmückt haben!"

„Was? Ist das ein Herzogswappen?"

„Ja, ich kenne es, ich sammle Siegel. Das Wappen kommt in unserer Gegend häufig vor, weil nämlich — —"

Also heißt E gar nicht Emilie?"

Dobler hebt wieder die Schultern.

Nach einer Pause sagt Sinklar: „Es ist für unseren Fall ja auch nebensächlich . . . Was halten Sie nun von der ganzen Sache?"

„Daß sich das Buch bewegt hat —? Komisch: Wenn die Menschen Angst haben, verlangen sie vom Arzt, daß er soviel weiß wie der liebe Gott; zu allen anderen Zeiten aber sind sie bereit, uns für ausgesuchte Dummköpfe zu erklären. Ich bitte Sie: Woher soll ich wissen, weshalb das Buch plötzlich aus der Reihe tanzt?"

„Sie sollen es ja gar nicht wissen!" ruft Sinklar mit ausbrechender Nervosität. „Das verlange ich doch nicht von Ihnen! Sie sollen mir lediglich sagen, daß es so etwas nicht gibt! Daß ich mich getäuscht habe und daß ich mir keine Gedanken deswegen zu machen brauche! Das sollen Sie mir sagen!"

„So?" Der Sanitätsrat steht auf, geht zum Schreibtisch und sucht sich umständlich eine Zigarre aus. „Sie rauchen nicht? . . . Ich werde mich hüten!"

Sinklar wird blaß. „Sie glauben es also?"

„Vermutlich lügen Sie nicht?"

„Nein. Aber — —"

„Na, also! Sehen Sie mal, mein Lieber: Wenn ich Ihnen jetzt sagte, daß es dergleichen unmöglich geben könne, so würde ich Ihnen doch bestätigen, daß Sie Halluzinationen haben und mithin nahezu das sind, was man „verrückt" nennt. Wäre Ihnen das angenehm? Außerdem aber: Warum soll ein Buch sich nicht bewegen? Kennen Sie alle Dinge dieser Welt? Dann wissen Sie mehr als ich und brauchen mich nicht zu fragen!"

„Sie weichen mir aus . . ."

„Gar nicht! Aber ich gehöre nicht zu denen die glauben, auf dem Gipfel der Weisheit zu stehen. Ich kann Ihnen nur zuhören; sagen kann ich Ihnen nichts."

Sinklar saß stumm da. Er hatte die ängstliche Hoffnung gehabt, ausgelacht zu werden. Nichts dergleichen geschah. Dies entwurzelte ihn.

„Ich begreife durchaus, daß Sie eine Hilfestellung von mir erwarten", sagte Dobler vor sich hin, „aber ich kann da eigentlich nichts tun. Haben Sie die „Fleurs du mal" übrigens einmal gelesen?"

„Das sind ja Gedichte . . ."

Der Sanitätsrat unterdrückte ein Lächeln. „Immerhin bemerkenswert, daß es in Mundelfingen ein Exemplar davon gibt . . . Ja — was ich sagen wollte: Ich glaube, Sie sind zuviel allein. Die meisten Menschen vertragen das nicht. Nun ist ja Mundelfingen nicht gerade ein Treffpunkt erlauchter Geister, aber wir haben morgen eine kleine Gesellschaft bei uns. Kommen Sie doch!"

Sinklar dankte und nahm an. Als er durch den Garten ging, war Isa damit beschäftigt, Frühäpfel abzunehmen. Seine Achtung vor ihr hatte sich in Respekt verwandelt, seit er sie im weißen Arztkittel gesehen. Eigentlich war es merkwürdig: Sie glaubte an die geheimnisvollen, unklaren Dinge des alten Hoffmann und hatte doch wenigstens einen Teil der Wissenschaft gelernt, die Sinklar als die sachlichste der Welt erschien. Ihr Bild verwirrte sich.

*

Es war sehr gut, daß Sinklar sich entschlossen hatte, den geschonten dunkelblauen Anzug aus dem Schrank zu nehmen. Denn obwohl die Gesellschaft in dieser milden Spätsommernacht im Garten stattfand, sahen alle Leute feierlich aus. Man wußte in Mundelfingen, was sich gehörte.

Über dem Rasenstück hinter dem Hause hingen Lampions zwischen den Wäschepfählen; gedeckte Tische standen da, es gab eine Bowle, und in der Laube war ein kaltes Büfett aufgebaut.

Was in Mundelfingen Anspruch auf Geltung erhob, war versammelt: eine Menge Menschen. Der Sanitätsrat und später der Amtsrichter übernahmen es, Sinklar bekannt zu machen, und sie hatten damit einen vollen Erfolg: Das hieß doch einmal Sensation, mit jemand zusammenzutreffen, der in einen so aufsehenerregenden Prozeß verwickelt gewesen war! Selbstverständlich besaß niemand die Taktlosigkeit, direkt darauf anzuspielen; aber Sinklar konnte sprechen, mit wem er wollte, immer sah er in den Augen jene kaum beherrschte Neugier leuchten, an die er sich schon zu gewöhnen begann; sie belästigte ihn fast nicht mehr.

Um so eigentümlicher wirkten auf ihn diese Menschen überhaupt. Sein Sinn für Geselligkeit war niemals stark gewesen, und auf den paar festlichen Veranstaltungen, die er in seinem Leben zu überstehen gehabt hatte, war er sich stets recht verloren und unbeteiligt vorgekommen. Jetzt aber schien es ihm, daß er sonderbar weit von allen anderen entfernt sei. Er sah sie merkwürdig klein, gewissermaßen jenseits seines eigenen Lebensraumes und daher beruhigend ungefährlich. Noch vor wenigen Wochen war das ganz

anders gewesen — so anders, daß Sinklar sich heute über sich selbst wundern mußte.

Da war zum Beispiel dieser Schuldirektor Beutelmann, ein betont gütiger Herr mit einer Brille und einem Vollbart, der für Mundelfinger Verhältnisse eigentlich viel zu groß wirkte. Er hatte eine böse kleine Frau und drei Töchter mit germanischen Vornamen. Diese fünf rückten zusammen an, und es wirkte wie eine Episode aus der Völkerwanderung, obgleich sie, statt des Schlachtgesanges, ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen trugen und auch nicht gerade in Felle eingewickelt waren. —

Oder da war der Besitzer der Stadtapotheke, ein langer, dürrer Mensch mit schiefer Schulter, der ebenfalls eine Tochter hatte, die ihm in der unvorteilhaftesten Weise ähnelte.

Überhaupt schien Mundelfingen ein sehr günstiger Nährboden für weibliche Nachkommenschaft zu sein. Sinklar hätte es nicht für möglich gehalten, daß es so viele Töchter auf einem Haufen geben könne, und noch dazu alle in heiratsfähigem Alter.

Ja, dieser Spätsommerabend war erfüllt von Mädchenblüten, Ananasbowle, Elternblicken und belegten Brötchen, das Ganze serviert im schummrigen Licht der Lampions, die unter diesen Umständen eine geradezu orientalische Schwüle markierten.

Sinklar, häufig ins Gespräch gezogen, dabei jedoch im Innersten unbeteiligt, bemerkte dieses Bild mit Erstaunen: Er hätte von sich selbst niemals soviel Beobachtungsgabe erwartet, und die Vergleiche, die ihm einfielen, erschienen absonderlich und nicht ohne Humor. Die Welt hat mir neuerdings etwas zu sagen! dachte er. Zwischen Bratenröcken und Mundelfinger Abendkleidern ging und stand er umher, wie einer der Eintrittsgeld bezahlt hat und mit dem Gebotenen zufrieden ist. Er konnte ein gewisses Wohlwollen nicht unterdrücken, obgleich er fand, daß ein solches Gefühl recht überheblich sei.

Als man annehmen konnte, daß sämtliche Gäste versammelt waren, stellte sich der wahre Anlaß der Einladung heraus: Dobler feierte seinen sechzigsten Geburtstag. Sinklar hatte das nicht gewußt, aber nun klopfte der Bürgermeister an sein Glas, alles drängte sich heran, und er hielt eine Rede auf Dobler. Der Sanitätsrat, seine Frau — übrigens ein stilles, freundliches Wesen ohne Besonderheit — und Isa standen zusammen, gerührt und geniert; die markige Ansprache brandete gegen sie, explodierte nicht unerwartet in einem dreifachen Hoch, und in diesem Augenblick flammte zur allgemeinen Überraschung hinter dem Gebüsch ein rotes bengalisches Feuer auf.

Der Apotheker hatte sich diesen Effekt ausgedacht, ohne ein Wort davon verlauten zu lassen. Er hatte auch das Pulver selber gemischt; da er sich jedoch nach einem pyrotechnischen Rezeptbuch aus dem Jahr 1867 richtete, so entwickelte die Mischung außer der gewünschten magischen Rotglut eine so ungeheure Menge von Rauch, daß die gefeierte Familie durch einen Wolkenschleier von dem Festredner getrennt und den Blicken der Versammelten einfach entzogen wurde — eine Wirkung, die an und für sich nicht übel gewesen wäre, hätte nicht der Qualm einen starken Hustenreiz mit sich gebracht, so daß die anschließende Gratulationscour nur unzulänglich und stoßweise vor sich ging.

Aus Glut, schwarzen Büschen und Rauchschwaden sprang, wie ein höllischer Tanzmeister, eine groteske Gestalt: der alte Hoffmann, den der Apotheker mit der Abfeuerung betraut hatte. Die kurzen Schöße seines Rockes wippten, er schwenkte den Zylinder, an den Füßen trug er zur Feier des Tages weiße Gamaschen, die vermutlich ebenfalls vom Apotheker stammten, von dem die Sage ging, daß er auf Reisen als Lebemann aufzutreten pflege.

Vielleicht kam es von diesem sonderbaren Anblick — jedenfalls achtete Sinklar nicht auf seine nächste Umgebung, und plötzlich fühlte er sich eingekreist. Es war die Familie Beutelmann, die ihn unversehens umzingelt hatte. Herr Direktor Beutelmann gab der Meinung Ausdruck, daß man jetzt, wo der offizielle Teil des Festes vorüber sei, sich nach einem gemütlichen Tisch umsehen müsse; und da Sinklar so vereinsamt dastehe, dürfe er ihn wohl auffordern —? Dabei sah er ihm mit den scharfen, aber gütigen Blick des erfahrenen Jugendbildners in die Augen und lächelte gewinnend.

Sinklar dachte, daß es eigentlich ein Problem sei, durch so viel Bart hindurch ein Lächeln nach außen zu befördern; ohne den Versuch, Abwehrenergien zu sammeln, ließ er sich verschleppen und saß nun zwischen der bösen kleinen Frau Beutelmann und ihrer ältesten Tochter.

„Nun, sehen Sie, Einigkeit macht stark!" sagte der Direktor. „Uns kann nichts mehr passieren! Gott ist mit den stärkeren Bataillonen!"

Sinklar hätte nichts dagegen gehabt, sich bei einer weniger eroberungslustigen Minderheit zu befinden. Er fühlte die Neugier der vier Damen Beutelmann wie Mäuse im Dunkeln um sich herum und war gespannt, wann er den ersten Nagezahn zu spüren bekäme.

„Und da wohnen Sie nun also ganz allein in dem Haus der seligen Tante?" fragte Frau Beutelmann.

Ja, gewiß — das tat er.

„Es muß ein sehr hübsches Haus sein? Ich kenne es leider nur von außen — soviel man im Winter, wenn die Bäume kahl sind, überhaupt davon sehen kann."

So, so? Ja — es ist wirklich recht hübsch.

„Wird es Ihnen denn nicht manchmal recht langweilig? Ich meine — — —"

„O nein! Ich bin ja auch erst seit kurzem hier."

Das älteste Fräulein Beutelmann sagte, sie dächte es sich trotzdem sehr einsam. Und dann fletschten alle erwartungsvoll die Zähne. „Wieviel Räume haben Sie eigentlich?"

Herrgott! In Sinklar stieg plötzlich eine rasende Nervosität hoch, die er irgendwie loswerden mußte, oder es gab eine Katastrophe. Da drüben stand Isa Dobler und wunderte sich offenbar über ihn. „Dreiundzwanzig!" hörte er sich sagen. „Vielleicht sind es auch vierundzwanzig — aber der letzte ist, glaub' ich, eine Gummizelle." Es war unerhört, was er da zusammenredete: Ein böser Geist hatte sich in ihn eingenistet; er konnte nicht dagegen an.

Das Oberhaupt des Stammes Beutelmann rettete die Lage, indem es ein breites und nahezu ungezwungenes Gelächter losließ: „Das ist recht! Ja, geben Sie's ihnen nur tüchtig! Was braucht ihr euch in fremde Angelegenheiten zu mischen?"

Frau Beutelman hatte grüne Augen und einen gekniffenen Mund; sie sah wirklich sehr böse aus. Die drei Töchter griffen wie auf Befehl nach ihren Bowlegläsern und tranken.

Sinklar schob mit der ungezogensten Bewegung seinen Stuhl zurück und nickte einem nichtvorhandenen Partner zu: „Ich komme schon —! Entschuldigen Sie mich für eine Minute!" Und er entrann.

„Flegel!" sagte Frau Beutelmann hinter ihm her. „Und du mußt ihm noch helfen, Adolf!"

„Aber ich bitte dich — —"

„So etwas fehlte uns gerade noch!"

„Jawohl: Vater hat es verdorben!"

„Schweig!" sagte der Direktor und wallte mit dem Vollbart . . .

Sinklar verschwand in der bunten Lampiondämmerung. Ich habe mich sehr schlecht benommen! dachte er. Weiß Gott, welche Folgen das haben wird! Aber was soll ein einzelner gegen einen ganzen Volksstamm ausrichten?

In der Laube fand er Isa, die zusammen mit Hoffmann Bowlegläser füllte. „Was wollten denn die Beutelratten von Ihnen?" fragte sie mit ihrer tiefen Stimme, die sogleich beruhigend auf Sinklar wirkte.

„Nette Leute!" antwortete er. „Nur ein bißchen wißbegierig!"

Fräulein Dobler lächelte, und Hoffmann wandte sich zu der Konsole, auf der, neben dem Wetterhäuschen, sein eigenes Bowleglas stand.

„Trinken Sie nicht so viel!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Hochzeitsmorgen.

Skizze von Lotte Krieser.

Anna erwachte trotz des Sonntags zur gewohnten Zeit. Die Frühdämmerung zögerte unlustig zwischen dem Fensterkreuz. Das kleine Zimmer sah in dem unbestimmten Licht noch trübseliger aus als sonst. Das Mädchen wandte sich nach der anderen Seite, wo — durch einen schmalen Gang von ihr getrennt, ein ehemaliges Soldatenbett stand, in dem Lizzie, die Kostgängerin, schlief. Man sah von ihr nichts als das Haar, das in kleinen gebrannten Löckchen über dem Federbett stand. Ihr Atem verriet, daß sie noch schlief.

Anna war es recht. Nachher würde sie sowieso keine ruhige Minute mehr haben. Zwar wollte die Schwengern herüberkommen zum Helfen, aber es blieb noch genug für sie; selbst mit ihrem Hochzeitskleid war sie noch nicht ganz fertig, der Saum mußte noch genäht werden.

Ihr Hochzeitskleid! Einen Augenblick hatte sie eine Vision von Weiß. „Viel zu unpraktisch", sagte Georg. Sie einigten sich auf blau, man war vernünftig und schließlich keine achtzehn mehr.

Anna dachte an ihren Bräutigam. „Der gute Mensch!" sagten ihre Mutter und ihre Bekannten. Froh mußte Anna sein, daß er sie zur Frau nahm, er mit seiner sicheren Stellung und seiner Wohnungseinrichtung. Sie fühlte, wie etwas in ihr zu bohren begann — es tat nicht gut, hier still zu liegen und dem Tag entgegenzuwachen. Sie warf das Federbett zurück und sprang heraus.

Sie ging mit nackten Füßen hierhin und dorthin in der kleinen Kammer und zog sich an. Waschen konnte sie sich später — in der Küche schliefen die Kinder. Sie nahm den alten schwarzen Rock und den orangefarbenen, stark verschossenen Jumper. Für heute morgen genügte das. Ihre Gestalt war groß, wohlgebaut, mit einem leisen Ansatz zur Üppigkeit. Anna riß den Kamm ungestüm durch das blonde Haar, es knisterte darin von Funken.

Ans Fenster flog jetzt ein Steinchen — noch eines — ein kleiner scharfer Kieselhagel. Ihr Herz begann wie toll zu hämmern . . . Dies war niemand anders, konnte niemand anders sein — — sie riß das Fenster auf: Schräg gegenüber im Grau des Morgens — die Gestalt eines Burschen. Jetzt legte er die Hände wie einen Schalltrichter an den Mund, trompetete übermütig, herausfordernd: „Anna! Anna!"

Heftig warf sie das Fenster zu; mit ein paar Griffen drehte sie das Haar zusammen, stahl sich aus der Tür, durch die Küche. Daß bloß die Kinder nicht aufwachten! Endlich die Haustür! Ihre Hände zitterten so, daß sie zuerst das Schlüsselloch nicht zu treffen vermochten. Der Bursche draußen riß sie an sich.

„Bist du verrückt, Richard? Man sieht uns ja — laß los!" Sie zog ihn zu dem Neubau, der dürftigen Schutz versprach.

Der Bursche lachte. „Du bist mir eine Schöne! Ich komme in aller Morgenfrühe gelaufen, weil ich mich so freue, mit dir zusammen zu sein, und du spielst die Ziere." Seine großen Hände schlossen sich klammernd um ihre Gelenke.

„Dein Schiff — wann ist es hereingekommen?"

Er sah erstaunt in ihre Augen. Furcht hatte in der Frage geklungen. „Heute früh", anwortete er. „Was soll's?"

So ahnte er nichts! „Richard", sagte sie stockend, „du mußt es ja nun wissen — nimm's nicht zu schwer, Richard — ich heirate heute."

Er starrte sie fassungslos an: „Anna, das kann — doch nicht sein. Du — gehörst doch — zu mir — Anna." Seine Hände lockerten ihren Griff, fielen von ihr ab. Sein junges braunes Gesicht war grau. Für einen Augenblick herrschte Stille.

„Wer ist er denn, dein Liebster?" fragte der Bursche. „Der Georg", sagte sie mühsam. Er nickte langsam als habe er nichts anderes erwartet, hob die Hand auf gegen sie, schwer, wie gezwungen.

„Richard!" schrie das Mädchen beschwörend. Er schien zu erwachen, sah sie mit langsam sich sammelnden Blicken an — ihre Augen verfingen sich ineinander. „Anna, denk doch, was zwischen uns gewesen ist!" flüsterte er, seine Stimme versagte.

Das Mädchen zog die Augenbrauen zusammen. „Was zwischen uns gewesen ist?" Anna richtete sich auf. Dann, selber heftig werdend: „Ja, was denkst du denn eigentlich? Soll ich hier sitzen und auf dich warten, bis ich alt und grau werde?" Sie lachte zornig, alles an ihr funkelte jetzt wieder.

„Anna", meinte er betroffen. „Ich hab doch nichts — noch ein paar Fahrten . . ."

„Ein paar Fahrten — ein paar Fahrten — was ist denn herausgekommen bei all deinen Fahrten?" höhnte sie, sah wieder zu ihm auf, fühlte Seltsames. „Ich kann nicht mehr, Richard!" sagte sie tonlos, als spräche sie zu sich selbst.

Er sah sie unsicher an, dann leuchtete es verständnisvoll in seinem Gesicht auf: „Wenn es dir ums Heiraten zu tun ist, Anna — ich sag' die Heuer auf, werd' schon was an Land zu tun finden — bin's überhaupt satt — will bei dir bleiben, Anna. Es geht — es wird schon gehen, Anna!" Wie beschwörend rief er ihr ihren Namen entgegen. Ihr Gesicht verfinsterte sich: das ganze Elend der „langen Gasse" — Männer, die arbeitslos an den Häusern lehnten, Frauen, jeder Möglichkeit eines kargen Verdienstes nachjagend, mit dreißig Jahren alt und verbraucht. „Ich will nicht, Richard, ich kann nicht. Laß mich gehen, Richard!"

Er riß sie an sich. Seine Hände tasteten zu ihrem Gesicht. Ihr Kopf lehnte an seiner Brust, widerstrebend noch. Langsam löste sich die Spannung. Ihre Glieder wurden locker, wollten nachgeben.

Mit letzter Kraft riß sie sich los, taumelnd rannte sie davon. Einer der alten Schuhe flog ihr von den Füßen. Sie lief barfuß weiter über splittriges Holz und spitze Steine.

Hinter ihr fiel die Haustür ins Schloß. Über der Stadt begannen jetzt die Glocken den Sonntag einzuläuten. Anna fiel auf einer der Treppenstufen nieder, vergrub den Kopf in den Händen — richtete sich wieder auf, strich über die blonde Flamme ihrer Haare, stieg langsam die paar Treppenstufen hinauf, lehnte, noch einmal schwach werdend, an der Küchentür, trat ein.

In die Küche fielen jetzt die ersten Sonnenstrahlen. Die Kinder tanzten um die Waschschüssel, suchten sich naß zu spritzen. Anna sah das alles übernah. Sie löste sich langsam von der Tür, kam weiter nach vorne in den Raum.

„Na, Anneken", sagte die Mutter, Stolz auf die gute Heirat in der Stimme, „kannst's wohl garnicht mehr abwarten? Wo warste denn schon so früh?"

„Junges Glück läßt nicht ruhen", sagte die Schwengern und goß ihren Kaffee in die Untertasse. Sie saß auf einem der ungemachten Betten und stärkte sich für die Arbeit.

„Ein Stück Butterkuchen, Anneken", sagte die Mutter und tat ihr den Teller hin, Mariechen schob sich dazwischen — nahm das größte.

„Die hat schon zwei", schrie der Junge — Seifenschaum über dem ganzen Gesicht. — „Wasch dich doch erst mal fertig!" sagte Anna. Sie spürte selbst, wie spröde ihre Stimme klang.

„Nu haste dich wohl gar noch erkältet?" fragte die Mutter besorglich. Mariechen beobachtete das Mädchen aus blanken Augen. Die Anna war mal komisch — und alles bloß wegen dem Georg, der kriegte ja schon eine Glatze! Sie schnitt ein Gesicht.

Anna nahm jetzt dem Jungen die Waschschüssel fort, füllte sie mit frischem Wasser — wollte damit in die Kammer. Lizzie kam ihr aus dem Zimmer entgegen. Die Löckchen, die sie sich gestern von einer Kollegin hatte brennen lassen, standen noch unausgekämmt zum Himmel. Sie trug einen Schlafrock aus rotem Samt, Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

„Warum bist du denn so früh aufgestanden, Anna?" fragte sie die Freundin lachend und gab ihr die Tür frei. — „Ein Stückchen Kuchen und ein Täßchen Kaffee . . ." sagte die Mutter einladend. Lizzie kam mit kleinen geschmeidigen Bewegungen zum Küchentisch. Sie biß lachend in ein Stück Kuchen, blies zierlich über ihren Kaffee und schob Mariechen, die sich an sie und den roten Samt drängte, zur Seite. „War's denn schön im Kino gestern abend?" wollte die Mutter wissen. — „Wundervoll", entgegnete das Mädchen, noch in der Erinnerung selig lächelnd, „so ein reicher Kerl, der einem Mädchen nachstellt — nicht nur so —, der will sie heiraten. Aber sie nimmt ihn nicht, um alles in der Welt nicht, mit Schloß und Auto und allem — sie heiratet einen, der nichts hat, aber sie liebt ihn." Sie summte den Schlager aus dem Stück, so gut sie ihn noch im Ohr hatte: „Alles um Liebe, Marie . . ." Die beiden Frauen horchten andächtig. „Na ja — die Liebe", sagte die Mutter und faltete die Hände

im Schoß. „Im Kino geben sie wenigstens was fürs Herze", meinte die Schwegern und schlürfte gefühlvoll ihren Kaffee.

„Hatte er ein großes Schloß?" quiekte Mariechen dazwischen.

„Halt den Schnabel, dumme Göre! Überhaupt, macht, daß ihr auf die Straße kommt! Können euch hier nicht gebrauchen. Marsch — los!" Mariechen zog schmollend ab — der Junge hinterher.

Anna war aus der Kammer wieder herausgekommen, begann ziellos auf- und abzugehen, stand am Fenster still, starrte hinaus. Die Straße war sonntagsleer.

„Müd siehste aus, Anneken", sorgte sich die Mutter. „Ich helf dir jetzt bei dem Kleid, Anna, komm her!"

Lizzie stand auf, zog die Freundin in die Kammer. Sie setzte sich auf ihr Bett. „Was hast du nur?" forschte sie.

Anna sah gequält zu ihr auf, ließ den Kopf sinken. „Was soll ich tun — was soll ich tun?" hämmerte es in ihr. Schwindlig drehte sie sich in einem Kreis, der keinen Ausweg gab. Näher rückten die Wände. Bedrohlich stellte sich das Leben gegen sie. Aus der Küche klang das Klappern der Messer, die geputzt wurden — das gedämpfte Schwatzen der Frauen. Anna begann wieder in dem schmalen Gang des Zimmers auf- und abzugehen. Lizzie sah ihr mit halbem Verständnis zu. „Warum nimmst du's so schwer?" fragte sie mit heller Stimme. „Georg ist ein tüchtiger Mensch — du wirst's nicht schlecht haben."

Anna gab keine Antwort, sie stand am Fenster, sah hinaus. Ihre Schultern zuckten. Lizzie sprang auf, lief zu ihr — sah drüben am Neubau die unbewegliche Gestalt eines Burschen, der starr zu ihrer Kammer herüberblickte.

„Anna!" rief sie erschrocken, faßte die Freundin, suchte sie wegzuziehen. „Anna, komm fort!"

Das große Mädchen stand wie ein Fels, blickte herüber, erstarrt wie der Bursche. Sie schienen über die Entfernung miteinander zu reden, rangen stumm. Lizzie sah scheu in das verhaltene Gesicht des Mädchens.

Plötzlich reckte Anna die Arme, mit einer seltsamen Gebärde, wie ein großer Vogel die Flügel spannt, sich dem blauen Abenteuer der Luft entgegenwerfend. Und wie gezogen, wie herbeigerufen, löste sich jetzt die Gestalt des Burschen von der Mauer, kam langsam näher — wuchs in das Morgenlicht hinein, stand vor dem Fenster, das Anna jetzt aufstieß, sich weit hinausbeugte, um seine Hand zu ergreifen.



Bunte Chronik



Flugzeuge gegen Adler.

Meldungen aus Griechenland zufolge mehren sich in der letzten Zeit die Fälle, daß junge Schaf- und Ziegenlämmer von raubgierigen Adlern verschleppt werden. Es gibt gegen diese Raubvögel keine wirksame Abwehrmethode, und da die Adler immer kühner zu werden scheinen und immer häufiger Angriffe auf Schafherden unternehmen, hat die Regierung sich entschlossen, Flieger als Warner einzusetzen. In den besonders gefährdeten Gebieten sind zu diesem Zweck Flugzeugdienste eingerichtet worden. Die Flieger haben die Aufgabe, die Raubvögel zu beobachten und die Bevölkerung rechtzeitig von einem drohenden Überfall auf die Schafherden in Kenntnis zu setzen. Verschiedentlich sind auch schon Adler abgeschossen worden. Man hofft, auf diese Weise die gefährlichen Raubvögel vertreiben zu können.

Das Echo-Lot als Fischmelder.

Zur Messung von Meerestiefen bedient man sich seit einiger Zeit des modernsten radiotechnischen Hilfsmittels, des Echo-Lots. An einer Seite des Vermessungsschiffes wird eine Patrone an der Oberfläche des Wassers zum Explodieren gebracht, und gleich darauf bestimmt man an der anderen Seite des Schiffes die Zeitspanne, nach der das vom Meeresboden reflektierte Echo eintrifft. Neuerdings wird auch eine Apparatur benutzt, bei der der erzeugte Knall ein an derselben Seite befindliches Mikrophon so betätigt, daß ein Rad in schnelle Umdrehung versetzt wird. Wenn das Echo dann an der anderen Seite des Schiffes eintrifft, wird es von einem zweiten Mikrophon aufgefangen, das ebenfalls mit dem Rad in Verbindung steht und dieses plötzlich zum Stillstand bringt. Es sind auch Versuche mit der Aussendung elektrischer Wellen auf den Meeresgrund gemacht worden, deren Zurückwerfung dann auf dem Schiff durch einen Empfänger registriert wird. Aus der Zeit, die zwischen der Sendung der Wellen und dem Empfang des Echos verstrichen ist, kann man mit Hilfe einer bestimmten Formel die Meerestiefe an der betreffenden Stelle errechnen. Nun hat es sich herausgestellt, daß der Apparat öfter starke Schwankungen zeigte, und als Ursache stellte man riesige Fischschwärme fest, die gerade unter dem Schiff hindurchschwammen. Diese Entdeckung wird in Zukunft der Fischerei dienstbar gemacht werden. Mit Hilfe elektrischer Fischmelder wird man das Vorkommen großer Fischschwärme anzeigen können.

Die Ägypter sollen Familiennamen bekommen.

Die Ägyptische Regierung, die schon so viele segensreiche Neuerungen durchgeführt hat, hat jetzt eine Aufgabe von weittragender Bedeutung in Angriff genommen. Alle Ägypter sollen durch gesetzliche Verordnung einen Familiennamen erhalten. Bisher war es üblich, daß die Söhne ihrem eigenen Namen den Vornamen des Vaters hinzufügten mit einem Verbindungswort, das soviel wie „Sohn von" bedeutet, ebenso wie im Hebräischen die Bezeichnung „Ben" und im Arabischen „Ibn" gebraucht wird. Mit der Zeit fiel aber auch das Zusatzwort weg, und der Sohn setzte neben seinen eigenen Vornamen einfach den Vornamen des Vaters, sodaß bereits die Verbindung zu dem Namen des Großvaters unterblieb. Abgesehen davon, daß es bei dieser Namensgebung sehr schwierig ist, eine gesuchte Person zu finden, da die Verwechslungsmöglichkeiten überaus zahlreich sind, bringt das Fehlen der Familiennamen auch Unwissenheit über die eigenen Familienverhältnisse und schließlich Tradionslosigkeit mit sich. Die neuen ägyptischen Staatsmänner haben daraus schon die Konsequenzen gezogen und sich zum Teil von der Behörde einen Familiennamen verleihen lassen, der für alle Zukunft ihren Nachkommen erhalten bleibt. Eine Reihe von vornehmen Familien ist diesem Beispiel gefolgt. In Kürze wird nun die Namensgebung allgemeingültig gesetzlich geregelt werden, eine Reform, die eine ungeheure Arbeit in sich schließt.

Sorgen eines Gefängnisdirektors.

Die kleine dänische Insel Samsö sucht Verbrecher. Das einzige Gefängnis der Insel steht schon seit Jahren leer, und der Gefängnisdirektor hat trotzdem den Ehrgeiz, das ihm anvertraute Gebäude mit einigem Komfort der Neuzeit auszustatten. Darunter versteht er vor allen Dingen eine Heizanlage für die Zellen. Es ist zwar jetzt Sommer, aber der erfahrene Gefängnisdirektor rechnet klugerweise damit, daß der Instanzenweg, den so ein Gesuch zu gehen hat, nicht immer ganz kurz ist, und er hofft, daß das Problem der Heizanlage dann gerade zum richtigen Zeitpunkt, mit dem Einsetzen der ersten Winterkälte, gelöst werden wird. Überraschenderweise erhielt er aber schon nach einigen Tagen eine kurze und überaus deutliche Antwort auf seine Eingabe. Die zuständige Behörde erklärte unumwunden, daß ein Gefängnis ohne Insassen keine Zentralheizung brauche. Damit war der Direktor verständlicherweise nicht zufrieden, er schrieb ein zweites Gesuch, in dem er seine Bitte in noch dringlicherer Form wiederholte. Außerdem vertraut er auf einen glücklichen Zufall, der ihm einige Straffällige zuführen wird, so daß er sein Anliegen noch überzeugender vorbringen kann. Der Zufall scheint ihm auch günstig zu sein. Gerade in diesen Tagen wurden mehrere Schwarzhörer von Samsö zu Geldstrafen verurteilt, und die Missetäter erklärten übereinstimmend, daß sie die Geldstrafen lieber in Freiheitsstrafen umgewandelt haben möchten. Der Fall ist noch nicht entschieden, aber angenommen, es fänden sich ein paar Zellenbewohner, so könnte man sie doch nicht frieren lassen! Allerdings muß der bedauernswerte Gefängnisdirektor aber einsehen, daß die Schwarzhörer nicht bis zum Winter „sitzen" werden, und im Interesse seines Gesuchs wartet er nun sehnsüchtig auf einen „schweren Fall".

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.